

Liebe Gemeinde,

ein ganz normaler Sonntag in einer ganz normalen Gemeinde: die Kirche ist ein schlichter Zweckbau aus den siebziger Jahren, die Orgel klingt auch nicht besonders spektakulär, wie immer haben sich die üblichen „Stammgäste“ eingefunden. Freilich, heute sind mehr Plätze in den Bankreihen besetzt als sonst, und auch das triste Beige der Garderobe ist durch ein paar Farbtupfer aufgelockert: heute steht eine Taufe auf dem Kalender und die Eltern des Täuflings haben ihre Familie, ihre Freunde eingeladen. Gleich in der zweiten Bankreihe sitzt eine Frau, die man sonst wohl kaum in dieser Kirche treffen würde: jung, sorgfältig und teuer gekleidet, die Haltung selbstbewusst, auf Distanz bedacht. Zum Mitsingen hat sich die junge Frau noch nicht herablassen können und die Liturgie ist ihr offenkundig völlig fremd. Der Pfarrer fragt sich im Stillen, wann sie wohl das letzte Mal in einer Kirche gewesen ist. Und sie fragt sich, was sie mit dieser Veranstaltung hier anfangen soll.

Gerade ist die Lesung des Evangeliums vorbei, die Geschichte vom verlorenen Sohn, irgendwie war ihr die vom Konfirmandenunterricht her noch im Gedächtnis geblieben. Nicht, dass sie mit dieser Geschichte viel hätte anfangen können oder wollen. Denn das Gerede von jemandem, der verloren geht, der schuldig wird und nun um Vergebung bitten muss, was geht das sie an? „Nein“, denkt sie, „ein schlechtes Gewissen lasse ich mir von denen hier nicht einreden. Und mit diesem christlichen Duckmäusertum braucht mir keiner zu kommen. Ich weiß, was ich wert bin. Und das wissen alle anderen auch. Dafür habe ich schließlich hart gearbeitet!“ Mit kaum verhohlener Geringschätzung sieht sie sich um, blickt herablassend auf die Gruppe älterer Frauen schräg hinter ihr in der Bankreihe: andächtig sitzen sie da, ganz in das versunken, was der Pfarrer sagt, schlichte Gesichter, freudlose Gestalten, wie ihr scheint. Unmerklich schüttelt sie den Kopf. Eine von denen will sie nie werden. Wird sie

auch nicht. Sie ist schließlich was besseres, studiert, mit einem Doktor in Jura, weit gereist, eine Frau, die sich durchsetzen kann und dazu auch schon mal ihre Ellbogen eingesetzt hat. Was soll sie schon mit der Gnade Gottes anfangen. „Das ist etwas für arme Sünder“, denkt sie, „für die ewig Zukurzgekommenen, für diejenigen, die es nicht geschafft haben.“

Die Geschichte vom verlorenen Sohn ist jetzt zu Ende, ein Lied erklingt. „Könnte ja mal ein bisschen fetziger sein,“ denkt sie und fängt an, die ganze Veranstaltung hier furchtbar langweilig zu finden. Der Pfarrer geht zum Pult, offenbar will er noch etwas vorlesen: „Wir hören den Predigttext für den heutigen dritten Sonntag nach Trinitatis aus dem 1. Timotheusbrief:

Ich danke unserm Herrn Christus Jesus, der mich stark gemacht und für treu erachtet hat und in das Amt eingesetzt, mich, der ich früher ein Lästlerer und ein Verfolger und ein Frevler war; aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren, denn ich habe es unwissend getan, im Unglauben. Es ist aber desto reicher geworden die Gnade unseres Herrn samt dem Glauben und der Liebe, die in Christus Jesus ist. Das ist gewisslich wahr und ein Wort, des Glaubens wert, dass Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der erste bin. Aber darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, dass Christus Jesus an mir als Erstem alle Geduld erweise, zum Vorbild denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben. Aber Gott, dem ewigen König, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren, der allein Gott ist, sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen.“

Während der Pfarrer liest, merkt sie, wie müde sie ist: der Abend in der Oper gestern fordert sein Recht. Nur mühsam kann sie ein Gähnen unterdrücken, und sie spürt auch, dass sie nicht mehr die Kraft hat, die Worte abzuwehren, die da jetzt auf sie eindringen. Als der Pfarrer die Stelle vorliest, in der das Wort „Lästlerer“ vorkommt,

schreckt sie auf, fühlt sich ertappt. „Unsinn,“ denkt sie, „das ist ja noch immer Teil dieses verstaubten Textes, den der da liest.“ Aber nun hat sie sich irgendwie verfahren und kommt nicht mehr heraus. Längst vergessen geglaubte Bilder ziehen an ihr vorbei: wie sie damals ihrer Freundin den Mann ausgespannt hat; die Gesichter ihrer Eltern, die vergeblich auf ihren Besuch warten; ihre Sekretärin, die weinend aus dem Zimmer rennt, nachdem sie sie wegen eines kleinen Fehlers heruntergemacht hat. Bilder von Menschen, die sie verletzt hat, ohne darüber nachzudenken. Und nun auf einmal spürt sie, wie verletzt und einsam sie selber ist. Gibt es jemanden, der wirklich weiß, wer sie ist? Der sie versteht? Der sie liebt? Hat sie überhaupt den Mut, irgendjemanden so nahe an sich heranzulassen? Sie will diesen Gedanken wegschicken. Aber das geht nicht. Jetzt kommen ihr sogar Tränen. Das nächste Lied, das nun gesungen wird, umfängt sie wie ein schützender Raum. Und sie merkt, dass ihr die Tränen gut tun, wie eine Befreiung wirken. So mit sich selbst beschäftigt, hat sie kaum verstanden, was der Pfarrer in seiner Predigt gesagt hat. Unversehens ist der Gottesdienst bei der Taufe angekommen. Die Schulkameradin, auf deren Einladung sie heute hier ist, ist mit ihrem Kind zum Taufstein gekommen. Der Pfarrer sagt, dass Gott uns in der Taufe bedingungslos annimmt, so wie der Vater seinen Sohn in der Geschichte von vorhin wieder aufgenommen hat. Gott, so sagt der Pfarrer das, stellt keine Bedingungen. „Wir sind seine Kinder,“ so hört sie ihn sagen, „und darum liebt er uns, wie wir sind, auch mit unseren schwachen und dunklen Seiten.“ Sie denkt zurück an ihre Kindheit, an den alten Obstgarten, an das zurückhaltende Lächeln ihres Vaters und das glückliche Gesicht ihrer Mutter. Sie hat sich nie bewusst gemacht, wie sehr ihr das all die Jahre gefehlt hat: einfach nur da sein zu dürfen, unter den Bäumen in der Sonne zu liegen, die Stimmen der Eltern zu hören. Aus ihren Erinnerungen kehrt sie in die Gegenwart zurück. Der

Pfarrer sagt, dass die Taufe eine Liebeserklärung Gottes an uns Menschen ist. Und er fordert die Gemeinde auf: jeder und jede soll sich einmal im Stillen sagen: „Gott liebt dich. Du bist sein Kind. Nichts kann Dich von ihm trennen.“ Sie spricht diesen Satz für sich nach, erst einmal, dann nochmal, sie kann ihn sich nicht oft genug sagen. Dieses Gefühl unendlicher Einsamkeit, das sie vorhin hatte, ist nun verschwunden. Sie fühlt sich sicher, geborgen, unerschütterlich, so stark wie nie zuvor in ihrem Leben. Und sie weiß, dass sie diesen Moment niemals wieder hergeben möchte.

Das ist gewisslich wahr und ein Wort, des Glaubens wert, dass Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen!
Und der Friede Gottes...